

Olympia-Kolumne: PEKING PRIVAT

von Stefan Schomann



I.

Allein gegen alle

Eine Nation in Bewegung

Dabei sein ist alles, und umgekehrt: Als erstes fällt in Peking die unerhörte Zahl der Menschen auf. Wie kommen die Besucher damit zurecht, wie die Chinesen? Zehn Wochen lang berichtet unser Autor von den Abenteuern des Alltags in der Olympiastadt.

Am Westbahnhof, dem Xi Ke Zhan, herrscht dichtes Gedränge. Na ja, werden Sie sagen, am Hamburger Hauptbahnhof geht's auch ganz schön zu. Doch verglichen mit dem Xi Ke Zhan ist der eine Idylle. Wenn alle Hamburger zur gleichen Zeit den Hauptbahnhof stürmen würden, dann bekämen Sie vielleicht eine Ahnung von den Zuständen im Xi Ke Zhan.

Hier schlägt das Herz des ganzen Reiches. Ob die Züge in die Vorstädte fahren oder die 2400 Kilometer bis Hongkong, ob sie aus Xian kommen oder aus Sichuan, stets sind sie voll. Und ob die Passagiere dem Eingang (ru kou) oder dem Ausgang (chu kou) zustreben, sie stauen sich unweigerlich an diesen Engpässen. In aller Regel geht es dabei manierlich zu. Die Chine-



sen sind keine Rüpel, nur flink, energisch und eben ganz außerordentlich zahlreich. "Lady is first", lassen Sie einer neben Ihnen eingekleiteten Dame den Vortritt - und schon haben Sie dreißig weitere Leute vor sich: Männer, Frauen, Kinder, Koffer und Kartons. Kavaliere kommen in Peking nicht weit. Warten Sie deshalb nicht, bis eine Lücke sich öffnet. Wenn Sie sie sehen, ist es zu spät. Sie müssen der Lücke zuvorkommen, darin besteht die Kunst.

Jeder Wartesaal des Xi Ke Zhan besitzt die Ausmaße einer Basilika. Es gibt reichlich Sitzplätze, nur werden Sie nie einen bekommen. Falls doch, warten Sie vermutlich im falschen Saal, oder der Zug ist bereits abgefahren. Dem Gedränge am Boden entspricht das Gedränge auf der Anzeigetafel. Schulter an Schulter schmiegen die Zeichen sich aneinander, Riegel aus roten Schriftsymbolen, undeutbar für die meisten Besucher aus dem Fernen Westen. Einzig die Ziffern bieten dem Auge Halt. 3871! Sie begrüßen sie wie alte Freunde. Vor allem, wenn sie mit den Zahlen auf Ihrem Fahrschein übereinstimmen. Aber Sie brauchen gar nicht wegzufahren, um hier Ihre erste Initiation zu erleben. Mischen Sie sich einfach nur unters Volk. Das Bad in der Menge wird Ihre Taufe sein.



Vom Bahnhof aus können Sie dann mit einem der vielen, vielen Taxis zu einer der vielen, vielen Sehenswürdigkeiten fahren. Deren größte und erstaunlichste der Pekinger Verkehr selbst darstellt. Dort erwartet Sie Ihre zweite Initiation. Ihr Chauffeur, auf den ersten Blick ein unscheinbarer Typ mit Lederjacke und kariertem Hemd, entpuppt sich als Großmeister seiner Kunst. Wie alle chinesischen Autofahrer verfügt er über serienmäßigen Rundumblick und den gleichen Lückeninstinkt, der bereits die Fußgänger im Bahnhof auszeichnete.



Die hohe Schule des Taxifahrens

Als echter Taxifahrer lauscht er gern Hörspielen und Geschichtenerzählern im Radio. Sie nehmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch - am Verkehr nimmt er eher unbewußt teil. Wofür hat er seinen Wagen? Einen Akrobaten auf Rädern!

Anders ist es nicht zu erklären, daß er der Zangenbewegung der heranbrausenden Konkurrenz ein ums andere Mal entwischt, daß er andere Fahrzeuge niemals rammt, auch

wenn diese ihm noch so brüsk den Weg abschneiden, daß er sich sagenhaft dünn zu machen versteht, um seine Kontrahenten in unmöglichen Winkeln zu umkurven, und sich im nächsten Moment sagenhaft breit macht, um von möglichst wenig anderen selbst umkurvt zu werden. So kommen Sie ganz gut voran. Zumindest bis zur nächsten Kreuzung. Dort verkeilen sich alle, als spielten sie Rugby. Aber es dauert keine zehn Minuten, dann spuckt dieser Mahlstrom Ihr Taxi wieder aus.



Weltmeister der Wißbegier

Weiter geht es zu den klassischen Attraktionen, zum Kaiserpalast und zum Himmelsaltar, zu den wuchtigen Stadttoren und den wimmelnden Einkaufsmeilen, in die rauchgeschwängerten Tempel und die rauchfreien olympischen Stätten. So viele Menschen Sie dort auch antreffen, aus Peking kommen die wenigsten. Die nämlich, so scheint es, besuchen fast alle eine andere Attraktion: den Tu Shu Da Sha, einen Buchladen im Zentrum. Doch was heißt Laden? Ein Buchpalast ist's, ein Tempel des Weltwissens. In flauen Zeiten zählt er 60.000 Kunden, in bewegten bis zu 100.000. Nicht etwa im Monat, nein, Tag für Tag. Ein ganzes Olympiastadion voller Leser! Das wäre dann Ihre dritte Initiation: Chinesen sind die Weltmeister der Wißbegier.



Dort, in dieser wahren Halle des Volkes, habe ich eine Postkarte gekauft. Sie zeigt einen Pandabären im Bambuswald. Wie ein pelziger Buddha sitzt er da, ruhig, gedankenverloren und - ganz allein. Er muß wohl auf einem anderen Planeten leben.



II.

Mond über Peking

Alle reden vom Wetter

Herr Zhang und seine Freunde reiben sich die Augen: Mit einem Mal sehen sie ihre Stadt wieder wie früher, mitsamt der umgebenden Berge. Selbst der Mond kommt zum Vorschein. Die Rezepte der Wettermacher zeigen Wirkung. Doch wird die Stadt nach den Spielen wieder im gewohnten Grau in Grau versinken?

"Habt ihr die Berge gesehen?", fragt Herr Zhang staunend. Obwohl die Hügelkette im Westen noch innerhalb der Stadtgrenzen liegt, sieht man sie sonst, der dicken Luft wegen, nur selten. Dieser Tage aber zeichnen zumindest ihre Silhouetten sich regelmäßig ab.

"Der Mond ist auch wieder da!", freut sich Herr Liu, "den habe ich zwei Jahre lang nicht mehr gesehen". Tatsächlich war das womöglich der größte Spezialeffekt der Olympia-Regisseure: daß sie den Mond wieder zum Vorschein brachten. Drall und gelb wie ein Lampion hing er Nacht für Nacht über der Stadt. "Fehlen nur noch die Sterne", schaltet Herr Jiang sich ein. "Aber ob wir die noch einmal sehen werden?"

Die drei Herren, alle um die sechzig, dürften glaubwürdigere Wetterchronisten abgeben als amtliche Meßstationen und Statistiken. Seit dreißig, vierzig Jahren leben sie erstaunlich



standorttreu in einem Hutong am Südrand des Zentrums, einer jener von Wohnhöfen gesäumten Gassen, die zunehmend der Hochhausbebauung weichen müssen. Herr Zhang hat ein lädiertes Fahrrad vorbeigebracht, Meister Liu repariert es, und Nachbar Jiang sieht zu. Lius Werkstatt besteht aus einem Werkzeugkasten und einer roten Matte am Rand der Gasse. Ein kleines Handtuch als Schweißfänger um Hals, die Fluppe im Mundwinkel, räsoniert er über das Wettergeschehen.

Früher habe es mehr geregnet und geschneit; die Stadt sei heißer, wüstenhafter geworden. "Daran sind die Klimaanlage schuld", meint Nachbar Jiang. Mit ihrer Abluft heizten sie die Stadt zusätzlich auf, von all den anderen elektrischen Geräten nicht zu reden. In seiner Jugend wären nur ganz wenige Nächte so schwül gewesen, daß man nicht hätte schlafen können. Bis in die achtziger Jahre sorgten allein große Fächer aus Bananenblättern für Kühlung. In den Neunzigern erst kamen zunächst Ventilatoren auf und dann die heute allgegenwärtigen Klimaanlage. Nur die Bewohner der spartanischen Hutongs müssen ohne sie zurechtkommen; hier gibt es auch lediglich Gemeinschaftstoiletten für die ganze Gasse.

Unter chinchillagrauem Wolkenpelz

Jeden Tag greift Jiang sich sein Schemelchen und setzt sich nach draußen, weil es drinnen zu heiß ist. Alle drei gehen, typisch für das alte Peking, im Unterhemd und mit schlurfenden



Schlappen aus, ganz wandelnde Gelassenheit. Und sind so tadellos schlank, wie man es wohl nur durch die Verbindung von richtiger Ernährung und regelmäßigem Rauchen wird.

Bis zu seiner Pensionierung arbeitete Jiang in einer jener chemischen Fabriken, die für Olympia weit vor die Tore der Stadt verbannt wurden. Eine von zahlreichen Maßnahmen zur Verbesserung der Luft und der Lebensqualität, die in den letzten zehn Jahren durchgedrückt wurden. Mit spektakulärem Erfolg; selbst Greenpeace bescheinigte der Stadt einen umweltpolitischen Durchbruch.

Kaum ein anderes Thema wurde im Westen vor Olympia so eingehend erörtert wie die Luftverschmutzung - während Athen bekanntlich ein Kurort war und London der Inbegriff hochsommerlich-heiteren Klimas sein wird. Den Athleten wurde geraten, Atemmasken mitzunehmen. Nachdem 30.000 Journalisten in Peking eintrafen, viele von ihnen das erste Mal, zeigten sie sich pflichtgemäß bestürzt, als es ein paar Tage lang grau und diesig war. Das Stadion lag unter dem düsteren Himmel wie ein Schlauchboot im Eismeer, und die Olympische Flamme erinnerte an den Abluftkamin einer Raffinerie, die zischend überschüssiges Gas abfackelt.



Doch so ist das Wetter hier andauernd. Oft hängt tagelang ein chinchillagrauer Wolkenpelz über der Stadt, als wäre eine Zwischendecke eingezogen worden. Das hat jedoch nichts mit Umweltverschmutzung zu tun, sondern mit Geographie, und die ist bekanntlich Schicksal.

"Die Olympiade hat uns den Himmel zurückgegeben"

Peking liegt am Nordrand einer subtropischen Zone, die durch ein extremes Ostseitenklima geprägt ist. Im Sommer heizt sich die asiatische Landmasse stark auf, so daß über der Küste ein Hitzetief entsteht, in das Monsunwinde einströmen. Eine alles durchdringende, alles beherrschende Schwüle regiert, und die Luft fühlt sich an wie feuchte Glut. In der Tat stellt der ewig verhangene Himmel einen der gravierendsten Gründe gegen ein Leben in China dar,

neben der Tatsache, daß die Leute hier allen Ernstes warmes Wasser trinken, und daß es keinen Frühstücksquark gibt.

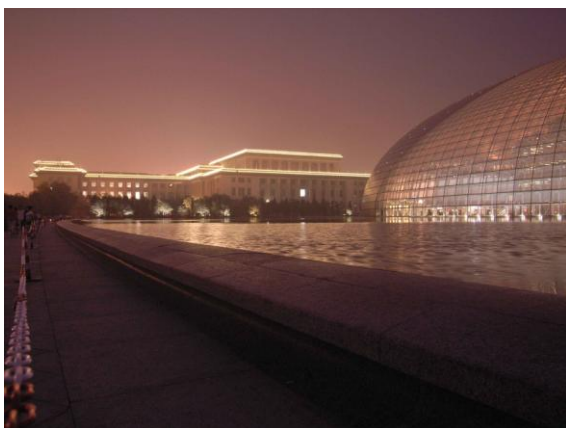
Die Luftverschmutzung kommt erschwerend hinzu, aber man kann dabei nicht unbedingt dem Augenschein vertrauen. Die Bronchien sind der bessere Indikator. Die vermeintlich grauen Olympiatage wurden denn auch vom Umweltamt mit Güteklasse I ("ausgezeichnet") eingestuft, während heiterere Tage mit II ("gut") oder einmal auch mit III ("befriedigend") abschnitten. Schlechter wurde es nie - die besten Werte seit zehn Jahren! Herr Zhang meint gar, seit den Siebzigern wäre der Himmel nicht mehr so schön blau gewesen. Oder zumindest bläulich. "Die Olympiade hat uns den Himmel zurückgegeben."



Der Draht nach oben

Das Wetter ist in China seit alters her Chefsache. Mehrmals im Jahr machte sich der Kaiser, eskortiert von prunkvollem Gefolge, von der Verbotenen Stadt auf zum Himmelstempel. (Auf der gleichen Strecke begann am Sonntag der Marathon.) Barfüßig betrat der Sohn des Himmels damals die heiligen Hallen, warf sich zum Kotau nieder und betete um reiche Ernte, genügend Regen und Ruhe im Reich.

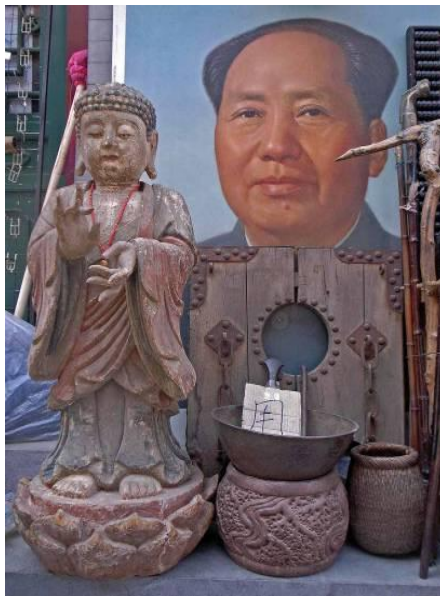
Wenn selbst etwas so Ungebärdiges wie die Gesellschaft sich regulieren läßt, warum nicht auch die Witterung? Zumal uns heute andere Mittel zur Verfügung stehen als nur magische Rituale. Und so überließen die Olympia-Planer auch das Wetter nicht dem Zufall. Sondern Doktor Hu Guo, dem Direktor des Pekinger Wetterdienstes und Leiter der Olympischen Meteorologie.



Anders als seine Kollegen im Westen braucht er die Launen des Wetters nicht passiv zu erdulden - er kann es selbst beeinflussen. Mittels einer rund um die Stadt postierten Artillerie kann er Regenwolken bei Bedarf verscheuchen oder vorzeitig entleeren. Bei solch einem High-Tech-Schamanen erwartet man unwillkürlich eine donnernde Stimme, schließlich gebietet er den Elementen. Doch Guo spricht leise und piepsig. Er ist Wissenschaftler und nicht daran gewohnt,

daß die Weltöffentlichkeit an seinen Lippen hängt. Mehrfach betont er, daß der Regen vom letzten Donnerstag ausschließlich natürliche Ursachen hatte. Nur einmal, vor der Eröffnungsfeier, habe sein Team vorsorglich eingegriffen - mit Erfolg. Und Erfolg ist auch in China das Einzige, was zählt. Während der Olympischen Spiele jedenfalls hat das Wetter den Plan übererfüllt.

Heute, am Tag danach, ist der Himmel diesig, das Licht diffus, und der Verkehr rollt oder vielmehr stockt wieder wie gehabt. Und noch am selben Tag erhielt Professor He Kebin, Umweltingenieur und Mastermind des Zehnjahresplans zur Luftverbesserung in Peking, einen Anruf vom Bürgermeister. "Das Wetter während der Spiele war großartig! Was können wir tun, damit es so bleibt?"



III.

Zwei Sterne, fünf Ringe

Pro Hotelstern hundert Euro – Pekings olympische Hotellerie

Ein halbes Jahr vor den Olympischen Spielen herrschte noch Goldgräberstimmung. Doch viele Betten blieben leer. Die Wirte haben die Rechnung ohne die Politik gemacht. Und Herr Chen muß nun auch noch der gelben Gefahr ins Auge sehen.

Herrn Chen, Filialleiter eines der zwanzig *Home Inn*-Hotels in Peking, dürfte der 1. August als der Beginn eines geschäftlichen Alptraums in Erinnerung bleiben. Diese landesweit vertretene Hotelkette mit Sitz in Schanghai bildet das chinesische Pendant zu Ibis oder Etap. An der kanariengelben Farbe sind ihre Häuser schon von weitem zu erkennen. Wer ein Quartier sucht, das günstig, aber sauber ist, wird hier in der Regel fündig.

Auch ein Vier-Stunden-Hotel

Die Klientel besteht vor allem aus preisbewußten Geschäftsleuten sowie einheimischen Touristen. Alle paar Monate kann Herr Chen auch experimentierfreudige ausländische Gäste begrüßen. Ein rotes Banner über dem Eingang signalisiert, daß das *Home Inn* auch ein Herz für Verliebte hat: "Vier Stunden nur 120 Yuan!" Eine volle Nacht kostet knapp 300 Yuan, umgerechnet 30 Euro. Während der Olympiade ver- dreifachte Herr Chen die Preise lediglich - größere Hotels verlangten das Vier- bis Fünffache.



Am 1. August aber eröffnete direkt nebenan ein zweites Hotel, das ebenfalls kleine Geschäftsleute sowie einheimische Touristen beherbergt, das ebenfalls kanariengelb leuchtet, das noch sauberer und günstiger scheint als das *Home Inn* - und das der Konkurrenz gehört: *7 Days Inn*, mit Sitz in Shenzhen. Während der Olympischen Spiele verlangte es unschlagbare 400 Yuan, lediglich das Doppelte der üblichen Rate. Als eines der wenigen Hotels der Stadt war dieses *7 Days Inn* denn auch komplett ausgebucht, das *Home Inn* dagegen nach Angaben von Herrn Chen zu siebzig Prozent - also vermutlich nur zur Hälfte.

Zwei knallgelbe Hotels in einer Allerweltsstraße im Osten Pekings - da kann man seine Schadenfreude kaum verhehlen. Auch chinesische Firmen werden also Opfer von Raubkopierern. Nichts wird so erfolgreich nachgeahmt wie der Erfolg. Schlecht für Herrn

Chen, aber gut für die Kunden, denn nun wird wohl auch das *Home Inn* seine Preise noch etwas senken müssen oder das drei Jahre alte Haus bald modernisieren.

China, nein danke

Die Preispolitik vor den Olympischen Spielen war ein Schulbeispiel für fehlgeschlagene Spekulation; noch ein Grund zur Schadenfreude also. Anfang des Jahres galt als Faustregel, daß man pro Stern hundert Dollar rechnen müßte, also vierhundert Dollar für ein Vier-Sterne-Hotel, das sonst für hundert zu haben wäre. Auf dem Höhepunkt der vorolympischen Goldgräberstimmung wurden gar hundert Euro pro Stern veranschlagt.

Dann aber kam es zu den Unruhen in Tibet und dem Hickhack um den Fackellauf. Der Staatsapparat reagierte panisch und instinktlos. Er wollte Macht und Ordnung wahren, aber er verlor sein Gesicht. Parallel wurde die bislang vergleichsweise großzügige und souveräne Visapraxis durch eine rigide, argwöhnische Besuchspolitik abgelöst. Chinas Image hätte kaum gründlicher verdorben werden können. Die Vorfreude auf die Olympischen Spiele wich düsterem Unbehagen. Gleichzeitig sprachen sich die Preisspekulationen natürlich herum. Das Ergebnis all dieser Entwicklungen lautete: China, nein danke.

Stornos statt Reservierungen

Ab April wurde es still in den Reservierungszentralen. Wenn noch Anfragen hereinkamen, betrafen sie Stornos. Vor allem die ausländischen Gäste blieben weg, aber auch viele chinesische Touristen, wenngleich aus anderen Gründen. Zehntausende stornierten ihre Reservierungen, als sie bei der Ticketvergabe leer ausgingen. Die Eintrittskarten verschwanden in dunklen Kanälen oder gingen an Großbetriebe und Massenorganisationen, deren Mitglieder sich jedoch nichts aus Wasserball oder Bahnradfahren machten. Am Ende verzeichnete die Stadt weniger Besucher als sonst. Die Stadien waren halbvoll, die Hotels halbleer, die Sehenswürdigkeiten flau besucht, die Andenkenläden verwaist und viele Reiseführer arbeitslos.



Durch ihre harte Linie hat die Regierung der Stadt Peking einen Bären dienst erwiesen und Millionenverluste beschert. Zum Schluß kollabierten die Preise, die Hotels unterboten sich mit Sonderangeboten. Doch es half alles nichts - jetzt kam keiner mehr. Die Frühbucher hingegen ärgerten sich schwarz.

Peking kommt in Mode

Soweit der vorläufige olympische Kassensturz. Langfristig werden die Spiele sich freilich auszahlen, das war auch in Athen nicht anders. Mit den Sportsfreunden kam bereits ein anderes Publikum nach Peking als die gewohnten Bildungs- und Geschäftsreisenden. Und Millionen Fernsehzuschauer dürften nachhaltig neugierig geworden sein. Peking ist jetzt *in*, und das weltweit.

Liu Guosheng , Geschäftsführer von *China Tours*, dem größten deutschen Spezialveranstalter für Reisen nach China, bringt die Entwicklung auf die Formel: "Olympia war gut für die Werbung, aber schlecht für die Buchung." Nach Jahren kontinuierlicher Steigerung brachte 2008 auch ihm erstmals einen Rückgang der Umsatzzahlen. Doch fürs nächste Jahr zeichnet sich bereits eine deutlich stärkere Nachfrage ab, vor allem bei Sonderreisen und Incentives.

Die Stadt hat durch Olympia nicht nur neue Sehenswürdigkeiten hinzugewonnen, sondern auch eine ganze Reihe neuer Unterkünfte. Vom *7 Days Inn* bis zum himmelhohen *Park Hyatt*, dem modernsten unter den kaum mehr zu zählenden Luxushotels. Zu den erfreulichsten Neuzugängen gehört eine kleine Oase im Shi Jia-Hutong am Nordrand des Zentrums. Keine Reklametafel, keine Leuchtschrift weist den Weg ins Labyrinth der alten Hofgassen. Nur eine hölzerne Tafel prangt neben dem schweren Tor aus Mahagoni: *Shi Jia House*. Doch die chinesische Volksweisheit lehrt: "Wenn ein Lokal duftenden Schnaps ausschenkt, dann mag es noch so verborgen liegen - du findest es schon."



Tritt man über die Schwelle, umfassen einen postkoloniale Ästhetik und tropisches Flair. Acht Bungalows scharen sich um einen grünen Innenhof. Viel Rattan, Leinen und Bambus, dazu Buddhastatuen en masse - ein Ambiente, wie man es eher aus Thailand oder Vietnam kennt. Die Zimmer sind mit chinesischen Lackmöbeln, fernöstlichen Accessoires und meditativer Kunst garniert. Und all das auf dem Gelände einer früheren Schuhfabrik! Mit rund zweihundert Euro pro Suite greift das *Shi Jia House* für hiesige Verhältnisse freilich preislich sehr hoch.

Das Hotel des chinesischen Frauenbundes

Auch hier gibt es ganz in der Nähe ein stilistisches Vorbild. Den vermutlich ältesten, dennoch bis heute kaum geläufigen Geheimtipp Pekings: das *Hao Yuan Hotel*. Ebenfalls ein altes, lauschiges Hofhaus mit nostalgischem Ambiente und nur einem Dutzend Zimmer. In einer derart dichten und betriebsamen Stadt wie Peking sind solche Refugien gar nicht hoch genug zu schätzen. Es gehört dem Chinesischen Frauenbund, der es seit zehn Jahren als Hotel führt. Die Einrichtung besteht aus klassisch-imperialen Chinoiserien, wobei der obligate Flachbildschirm als zeitgenössische Chinoiserie anzusehen wäre. Hier kommt man für siebzig bis neunzig Euro pro Zimmer unter.

Was es bisher in Peking so gut wie gar nicht gab, waren Designhotels. Doch auch hier haben die Spiele einiges in Bewegung gebracht. Seit dem Frühjahr macht zum Beispiel *The Emperor* von sich reden. Gar nicht so sehr wegen der coolen Gestaltung, die von einem deutschen Innenarchitekten stammt. Sondern wegen des Ausblicks von der Dachterrasse, der direkt über die Dächer des Kaiserpalastes gen Sonnenuntergang geht. Es gibt keine exquisitere Aussicht in der Stadt - weshalb ein Bier hier auch siebzig Yuan kostet. Der kleine Laden um die Ecke verkauft es für drei Yuan.

Apartment mit Aussicht

Eine andere, ebenfalls noch neue Variante ist die Umwidmung von Apartmentkomplexen. Das *Brown Hotel* am Westeingang zum Himmelsaltar ist so ein Fall. Ein solides Mittelklassehaus mit 65 Zimmern, das sich vor allem für Familien und kleine Reisegruppen anbietet. Auch hier war während Olympia, wie Verkaufsleiterin Sun Jiannan erzählt, der Dachgarten besonders beliebt. Preschten doch Radfahrer und Marathonläufer direkt darunter vorbei. Und die Feuerwerker der Eröffnungsfeier ließen hier den ersten von 29 Fußstapfen im Himmel über Peking aufleuchten.



Sun, 23 Jahre jung, kommt frisch von der Hotelschule, geht aber derart unbefangen mit den Gästen aus aller Welt um, wie es wohl nur ein Naturtalent fertig bringt. Üblicherweise halten die meisten Besucher sich nur wenige Tage in Peking auf - während Olympia aber blieben sie zwei, drei Wochen. So daß sich vertrautere Beziehungen entsponnen. Wie die zum dreijährigen Philipp aus Reutlingen, den Sun so hold behütete, daß er nach einer Woche Chinesisch verstand und sie ein bißchen Schwäbisch. Wenn das kein Service ist.



IV.

Die nächste Kulturrevolution

Notizen von der Pekinger Buchmesse

Pekings große Sportveranstaltungen haben in diesem Jahr selbst die wichtigste chinesische Buchmesse nach Tianjin verdrängt. Auch Juergen Boos ist angereist, der Geschäftsführer des Frankfurter Pendants. Dort ist China 2009 als Gastland vertreten.

Wegen der zeitlichen Nähe zu den Olympischen Spielen wurde die Pekinger Buchmesse in diesem Jahr ins benachbarte Tianjin ausquartiert. Die Obrigkeit war offenbar der Meinung, daß Sport und Intelligenz nicht zusammengehen. Viele Teilnehmer empfanden das als eine Degradierung, etwa so, als würde die Frankfurter Buchmesse in Darmstadt stattfinden. Mit dem Unterschied, daß Tianjin sechs Millionen Einwohner zählt. Aber Peking ist die große Verlagsstadt in China, hier sitzen all die wichtigen Leute und auch all die, die's gerne wären. Und so legte die Verbannung in die Provinz einen Hauch von Melancholie über die Großveranstaltung.

Doch so kommt man zur Abwechslung einmal nach Tianjin. Eine alte Handelsstadt, im 19. Jahrhundert einer der Vertragshäfen der ausländischen Mächte, ein Tummelplatz für Kolonialnostalgiker also, mit mediterranen Einsprengseln und schattenspendendem Baumbestand. Bis in die vierziger Jahre hinein residierten etliche Tausend Ausländer in Tianjin, und die wenigen, die noch leben und davon erzählen können, sind des Lobes voll.

Ein Geschoß auf Schienen

Dorthin gelangt man mit dem schnellsten fahrplanmäßigen Zug der Welt. Noch zwischen den Wohnburgen im Südosten Pekings nimmt er ordentlich Fahrt auf ... *the current speed is 126 km/h* ... rauscht an Fabriken, Fischteichen und Pappelalleen vorbei ... *the current speed is 193 km/h* ... immer machtvoller vibriert das Chassis,



ein Trommelwirbel mit Crescendo ... *the current speed is 260 km/h* ... bis er schließlich wie entfesselt dahintrast ... *the current speed is 345 km/h* ... ein Geschoß, das jeden Moment die Schallmauer durchbrechen wird. Doch dann leitet der Pilot auch schon die Landung ein, umrundet in langgezogener Linkskurve die Wohnburgen im Nordwesten Tianjins und rollt schließlich aus. Die Fahrt hat lediglich eine halbe Stunde gedauert. In Peking braucht man leicht doppelt so lange zum Südbahnhof. Der im übrigen ebenso futuristisch funkelt wie sein Pendant in Tianjin, zwei Raumstationen im urbanen Kosmos.

The outside temperature is 35 degrees. Brütende Hitze regiert Tianjin. Die Hallen des Kongreßzentrums, bevölkert von 1400 Ausstellern, bieten Kühlung. Chinesische Verlage bestreiten den Hauptanteil, doch auch ausländische Häuser sind zahlreich vertreten, wenn auch viele nur auf Gemeinschaftsständen und ohne persönliche Präsenz. Noch ist das China-Geschäft wenig lukrativ, noch bringen etwa Lizenzen nach Korea, Japan oder selbst für das kleine Taiwan ein Vielfaches ein. Ja, später vielleicht einmal, wenn dieses riesige Leseland sich weiter öffnen sollte (58.000 Neuerscheinungen allein im letzten Quartal!) Und wenn man dann noch den Code zu knacken wüßte ...

Dafür ist die Frankfurter Buchmesse, ganz im Stil der Gastgeber, mit einer hochrangigen Delegation angerückt. Geschäftsführer Juergen Boos und sein China-Stab sind Stammgäste dieser Messe. Erfolgreich exportieren sie ihr Know-how, organisieren etwa Seminare für Übersetzer und Gestalter oder verkuppeln deutsche und chinesische Verlage miteinander. Vor zehn Jahren, erinnert sich Boos, "saßen uns graue Kader in grauen Anzügen gegenüber, mit undurchdringlichen Mienen und leerem Blick". Heute bestimmen weltgewandte junge Leute die Konferenzen. Sie klappen ihre Laptops auf und kommen ohne Umschweife zur Sache. "Bisweilen wirkt das ganze Volk wie ausgewechselt", staunt er, "und in vielen Fragen haben wir Fortschritte erzielt, die noch vor drei Jahren undenkbar schienen."

So zum Beispiel beim Urheberrecht, bislang eines der Haupthindernisse für die internationale Zusammenarbeit. Mittlerweile widmen sich die offiziellen Stellen geradezu inbrünstig diesem Thema. Auf einem Symposium im Vorfeld der Messe drängte der Leiter des Staatsamts für Presse und Publikationen, Liu Binjie, darauf, China umgehend "zu einem Land mit hohen Standards bei der Schaffung, dem Gebrauch, dem Schutz und dem Management geistigen Eigentums zu machen". Und im großen Forschungs- und Technologiepark im Nordwesten Pekings wird derzeit ein hypermodernes Copyright-Zentrum gebaut, dessen Form an das ©-Zeichen angelehnt ist.



China, das Gastland der Frankfurter Buchmesse 2009

Boos freut es sichtlich, an dieser Kulturrevolution der anderen Art mitwirken zu können. Vor allem im Hinblick aufs nächste Jahr, wenn China sich als Gastland der Frankfurter Buchmesse präsentieren wird. Was so einzigartig übrigens gar nicht ist: Allein dieses Jahr war das Land Ehrengast der Buchmessen von Moskau, Seoul und Budapest.

Aber wird China die Chance überhaupt nutzen, sich ernsthaft als vielschichtige Kulturnation zu präsentieren? Haben nicht die Olympischen Spiele gezeigt, wie sehr diese Gesellschaft noch auf den Staat fixiert ist, und wie ungeschickt der insbesondere mit ausländischen Medien umgeht? "Den Verantwortlichen ist durchaus bewußt, was auf sie zukommt," glaubt Simone Bühler, die Projektmanagerin des Gastauftritts.

Wie frühere Gastländer auch, hat China eine deutsche Werbeagentur damit beauftragt, für gut Wetter in den Medien zu sorgen. Die Messe steht dem Gastland zur Seite, indem sie diplomatisch vermittelt. Selbstverständlich seien auch Taiwan und Hongkong wie jedes Jahr vertreten und würden im Rahmen eines "Parallelprogramms" Gelegenheit zur Selbstdarstellung erhalten. Auch die Exilliteratur und Chinas Minderheiten werden ein Forum bekommen. Aber ein weit weniger prominentes, zeitlich und räumlich getrennt von der Sphäre des großen Gastes. Der soll sich gut aufgehoben wissen, und er muß sein Gesicht wahren können.

Mit der Zeit bekommt man hier ein Gespür dafür - leider fehlt Chinas Regierung umgekehrt oft genug das Gespür für die Sensibilitäten des Westens. Doch der Wunsch nach internationaler Anerkennung sei, so Bühler, stärker als alle Bedenken. Und natürlich sieht auch China Frankfurt als große Verkaufsplattform.



Chinesische Verlage spekulieren

Bereits ein flüchtiger Blick über die Regale der Asienhalle zeigt freilich, daß die Bücher aus Japan, Korea und Hongkong den chinesischen an Ästhetik und Druckqualität deutlich überlegen sind. Das Land, in dem einst das Papier erfunden wurde, hinkt hier noch zwanzig Jahre hinterher. Die es allerdings im Zeitraffer aufholen dürfte. Auch beim Vertrieb und beim Management sucht China nachdrücklich Anschluß. Katherine Lee, Vertriebsleiterin von *Random House* in Hongkong, leistet dabei Pionierarbeit. Selbst Chinesin, betrachtet sie die Entwicklung jedoch skeptischer als Fachbesucher aus dem fernen Westen. "Viele der hiesigen Verlage interessieren sich nur fürs Geschäft, nicht für die Bücher. Sie fragen immer nur nach unseren Bestsellern - ganz egal, ob sich die auf den chinesischen Markt übertragen lassen. Das Buchgeschäft verläuft nicht weniger spekulativ als das übrige Chinageschäft."

Umgekehrt entwickelt sich manch ausländischer Ladenhüter hier zum stillen Bestseller. Charles Merullo von *Endeavour* aus London, ein Profi im traditionell internationalen Bildbandgeschäft, wundert sich, wie gut Hochglanzbände über teure Armbanduhren oder enzyklopädische Wälzer zur Weltgeschichte hier laufen. Zu seinem Portfolio gehört auch ein Buch von Jonathan Spence über *Das chinesische Jahrhundert*, an dem mehrere Staatsverlage seit Jahren interessiert sind. Dem Professor aus Yale vertrauen chinesische Historiker oft mehr als den eigenen Kollegen. Von den 300 Fotos sind lediglich fünf "der chinesischen Seite" nicht genehm. Eines zeigt Parteikader bei einem lukullischen Bankett. Ein fast alltägliches Motiv, dessen Brisanz aber im Datum der Aufnahme liegt: 1961 - während der schwersten Hungersnot aller Zeiten.

Die anderen vier Bilder dokumentieren die Zusammenstöße auf dem Tian'anmen-Platz mit blutüberströmten Demonstranten. Bilder, die im Westen jeder kennt - aber fast niemand in China. Alle wissen natürlich, was dort im Juni 1989 geschah. Doch es wurden nie Fotos davon veröffentlicht, denn offiziell haben die Proteste ja nie stattgefunden. Es wäre nun ein Leichtes, diese fünf Bilder durch weniger drastische zu ersetzen. Das wäre eine pragmatische, profitable und sehr chinesische Lösung. Doch was macht Spence? Er besteht in bester abendländischer Manier auf der Wahrheit. Lieber läßt er sich ein prestigeträchtiges Geschäft entgehen, als daß er die Geschichte retuschieren würde.



Hape Kerkeling bleibt im Regal

Deutsche Autoren tun sich meist schwer in China, mit Ausnahme etlicher höchst erfolgreicher Kinderbücher sowie wissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Werke. Ein Indikator für die geringe Nachfrage ist der Umstand, daß nur wenige Raubkopien kursieren. Ein weiterer Indikator ist der noch allzu gut bestückte Stand von Cai Hongjun, dem wohl gefragtesten Agenten im deutsch-chinesischen Verlagsgeschäft. Während seine Bestände an Kinder- und Jugendbüchern schon merklich geplündert wurden, hat sich offenbar noch niemand an der Belletristik vergriffen. Auch die Sachbücher stehen noch weitgehend in geschlossener Phalanx. Die Tatsache, daß dieses Jahr weder Lektoren noch Langfinger in größerem Umfang deutsche Werke an sich brachten, hat auch Herrn Cai einen Anflug der Tianjiner Melancholie beschert. Nachdenklich sitzt er vor seinen vollen Regalen. Selbst Hape Kerkeling ist noch nicht weg.



V.

Wenn die Gärten Trauer tragen

Warum Opa Zhang keine Zeitmaschine besteigen möchte

Die alten kaiserlichen Gärten bilden eine utopische Gegenwelt zur rastlosen, dicht gedrängten Stadt. Zugleich ist Chinas dramatische Geschichte hier mit Händen zu greifen. Die Zukunft der Gärten bildet seit Jahren eines der beliebtesten Gesprächsthemen der Stadt.



Das letzte Mal, daß die Völker der Welt sich in Peking versammelten, ging es etwas weniger zivilisiert zu. Außer sich vor Gier, marodierten sie durch die kaiserlichen Gärten und schlepp-ten Wagenladungen voll feinsten Porzellans davon, tonnenweise Tafelsilber, kostbaren Korallenschmuck, Perlen groß wie Taubeneier und tausende vergoldeter Buddhastatuen. Nachdem alles ausgeräumt war, legten sie Feuer. An Tempel und Pavillons, an Brücken und Türme, an Theater und Bibliotheken. Eine seit Jahrhunderten blühende Gartenkultur, die selbst im fernen Europa imitiert wurde, sank binnen dreier Tage in Schutt und Asche.

So geschehen im August 1900. An diesem Raubzug beteiligten sich England, Frankreich, Italien, Rußland, Japan, die Vereinigten Staaten, Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich. Während der „Sommerpalast“ noch zu Zeiten der Monarchie teilweise wiederhergestellt wurde, hat sich der benachbarte „Alte Sommerpalast“ oder Yuan Ming Yuan bis heute nicht von dieser Brandschatzung erholt. Es ist ein gebrochener, melancholischer Ort geblieben. Vor seinen Toren spielt ein blinder Musikant eine elegische Weise. Brunnlein plätschern, Spatzen pfeifen, Plastikdekorationen verstellen den Eingang. Einst war dies der „Garten der Gärten“. Um 1700 von Kaiser Kangxi begonnen, machte ihn dessen kunstsinniger Enkel Qianlong zu seinem Lebenswerk.

Durch ein Loch im Zaun erkunden wir zunächst den westlichen Teil. Während der Kulturrevolution wurden seine Schmuckteiche in Reisfelder und Fischweiher umgewandelt. Seit Jahren versucht die Verwaltung, die Häuser im Park zu räumen, doch Zuwanderer besetzen sie rasch wieder. Der „Garten der vollendeten Herrlichkeit“ ist ein grüner Slum geworden.

Die östliche Hälfte des Parks ist seit den achtziger Jahren wieder zugänglich. Viele ältere Anwohner verbringen hier den ganzen Tag, plaudern, lesen, machen Lockerungsübungen und halten ihr Nickerchen. Die Weitläufigkeit und der Wildwuchs des Yuan Ming Yuan ziehen bevorzugt Liebespaare und Selbstmörder an. Die Jugend amüsiert sich beim Autoscooter und in Motorbooten. Schulklassen werden turnusmäßig hindurchgeschleust – nie wieder, lernen sie, dürfe China schwach und wehrlos sein.

Herrschaft und Harmonie

Die chinesische Gartenkunst reicht 2500 Jahre zurück. Der Garten stellte nichts geringeres als ein Modell der Welt dar, einen Kosmos im Kleinform. Ordnung und Leben, Herrschaft und Harmonie sollten eins werden.



Der Yuan Ming Yuan besitzt sogar eine europäische Abteilung. Von 1750 an hatten Jesuiten auf Geheiß des Kaisers ein Dutzend Prunkbauten im abendländischen Stil geschaffen: barocke Schlößchen, pittoreske Türmchen, Labyrinth und Wasserspiele. Da diese Bauten aus Stein waren, blieben zumindest ihre Ruinen erhalten – eine elegische Trümmermeile, in der die Marmorbrocken wie Tofublöcke übereinander liegen.

Es dämmt bereits, als wir diesen kuriosen, gleichsam fernwestlichen Teil des Parks erreichen. Er läßt sich als Urbild allen abendländischen Schnickschnacks in China ansehen, all dieser mehr oder meist weniger gelungenen Anleihen beim alten Europa, die in den letzten Jahren überall aus dem Boden schossen. Vor einer Galerie aus Souvenirläden und Imbißbuden treffen wir Opa Zhang. So jedenfalls nennen ihn die Kollegen, mehr höflich als herablassend. In aller Ruhe zieht er die Rolläden herunter und schickt sich an, Feierabend zu machen. Auf den ersten Blick ein einfacher Kioskbesitzer, entpuppt sich Zhang als ein Zeitzeuge von Rang. Er stamme aus einer örtlichen Bauernfamilie, erzählt er, die neben dem Park ein paar Felder besessen hätte. Über viele Generationen und über alle Turbulenzen der Geschichte hinweg. Seine Großeltern hätten die Feuersbrunst im Park miterlebt – und aus ihren Erzählungen sei sie ihm so gegenwärtig, als hätte er selbst den Yuan Ming Yuan in Flammen aufgehen gesehen.



Da heißt es immer, Peking verändere sich rasant, sei nach den letzten zehn Jahren kaum wiederzuerkennen, von den Umwälzungen des 20. Jahrhunderts ganz zu schweigen. Und dann trifft man jemanden wie Zhang, dessen Familie allen Umbrüchen zum Trotz die Stellung hält. Er selbst ist Jahrgang 45, nur wenig älter als das kommunistische Regime.

Illusionslos bezeichnet er sich denn auch als „ein Geschöpf des Systems“. Er kenne nichts anderes, und er wolle eigentlich auch nichts anderes.

Rückwärts nimmer

Wenn er eine Zeitmaschine besteigen könnte – in welche Epoche würde er dann reisen wollen? Seine Antwort verblüfft uns. Vielleicht, weil wir Europäer eben doch gelernte Nostalgiker sind, weil unsereinem auf Anhieb drei, vier Stationen einfallen würden, die wir auf so einer Zeitsafari durchstreifen möchten. Opa Zhang dagegen brummt, er wolle nirgendwohin reisen. Er wolle nicht weg aus der Gegenwart, ihm gehe es gut, besser als früher zumindest. In der Vergangenheit habe er nichts verloren.

Aus gutem Grund sind Chinesen nicht nostalgisch gestimmt. Sie müßten sehr weit zurückreisen, womöglich in die Entstehungszeit des Alten Sommerpalastes, um ein vermeintlich Goldenes Zeitalter besuchen zu können. Nein, wenn überhaupt, dann liegt dieses Zeitalter noch vor ihnen, weshalb sie Veränderungen begrüßen, Althergebrachtes gering schätzen, und weshalb der Yuan Ming Yuan auch mehr als hundert Jahre nach seiner Verwüstung noch immer brachliegt.

Wer seine wahren Schätze sehen möchte, muß zurück nach Europa. Als Beutekunst schmücken sie Museen und Bibliotheken von London bis Fontainebleau. Worüber sich bereits Victor Hugo empörte. Frankreich und England schimpfte er nach einem ersten Raubzug 1860 schlicht „Banditen“. Er hoffe jedoch, schrieb er in einer flammenden Klage, daß ein geläutertes Europa das Diebesgut eines Tages zurückgeben werde. Von wegen – nicht eine Teeschale ist je zurückgekehrt.



VI.

Weltstadt ohne Herz?

Peking nach den Spielen

Was wird nun aus den olympischen Wettkampfstätten? Was geschieht mit dem Hockey- oder dem Baseballstadion, in einem Land, in dem kaum mehr als ein paar Dutzend Enthusiasten Hockey oder Baseball spielen? Solche Fragen bringen den Pressesprecher der Spiele nicht aus dem Takt. Andere schon eher.



Bei manchen Langstreckenrennen geschieht es, daß ein Läufer übers Ziel hinausschießt und unbeirrbar weiterrennt. So tief ist er in die Trance der Bewegung versunken und in das Durchstehen seines Kampfes, daß er weder die Glocke zur letzten Runde hört noch die Rufe der Rennrichter.

In einem ähnlichen Zustand befindet sich offenbar Herr Sun Wei-de. Er war der leitende Pressesprecher der Olympischen Spiele, und obgleich die nun vorüber sind, ist der Mann noch immer auf 180. Er feuert seine Sätze ab wie Salven, gespickt mit Zahlen, Namen, Statements. Vermutlich ist es ziemlich anstrengend, auf alles eine Antwort wissen zu müssen.

Der Mann hat eben Streß, würde man bei uns diagnostizieren. Und genau das fällt daran auf. Denn Streß gehört eigentlich nicht zur chinesischen Lebenswelt. Was man schon daran ablesen kann, daß sich im öffentlichen Raum kaum Uhren finden. Ich weiß es auch deshalb, weil ich nach einem weltweit verbreiteten, hochoffiziellen und nicht sonderlich plausiblen Lehrbuch Chinesisch lerne. Dort entspinnt sich in der zweiten Lektion folgender Dialog:

Ni mang ma? - Wo bu mang.

Hast du viel zu tun? - Nein, ich hab' nicht viel zu tun.

Dieser Satz wäre in einem deutschen Lehrbuch undenkbar.

Wo ist das Formblatt für unangemeldete Fragen?

Herr Sun aber hat kraft seines Amtes viel Kontakt mit westlichen Journalisten gehabt. Zu viel vermutlich, denn die machen ständig Streß, die können kaum mehr anders. Und das muß sich auf Sun übertragen haben. Irgendwie ist er gar kein richtiger Chinese mehr. So wie ja auch Pressesprecher kein richtiger chinesischer Beruf ist - bisher reichten Dekrete, Verlautbarungen und stillschweigende Übereinkünfte. Daß Informationen zwischen Obrigkeit und Öffentlichkeit hin- und herwandern, in beide Richtungen, das ist neu. Wo ist das Formblatt für unangemeldete Fragen?

Meine paar Nachfragen freilich bringen Herrn Sun nicht weiter in Verlegenheit. Die Zukunft der olympischen Stätten - das hat er parat. Glorreich natürlich! Alles durchdacht, alles auf



dem neuesten Stand. Multifunktional, international, bilateral. Die Zäune kommen weg, dann stehen die Hallen offen für Touristen, Sportler und Studenten. Wann? Demnächst. Wann genau? Sehr bald schon. Die Fechthalle? Wird Kongreßzentrum. Das Pressezentrum? Wird auch Kongreßzentrum. Doch, Peking kann das gebrauchen. Sehr bald schon. Alles durchdacht, alles auf dem neuesten Stand. Das olympische

Dorf? Schon verkauft! Der Namensgeber für das Schwimmstadion? Noch geheim. Der für das Olympiastadion? Noch offen. Weitere Fragen?

Nur eine vielleicht noch. Doch die bringt ihn prompt aus dem Konzept. Denn es ist eine emphatische Frage, vermutlich will ich ihn beruhigen, wo er doch so getrieben wirkt. Ob es während der Olympischen Spiele einen Ort gegeben hätte, der ihm persönlich ans Herz gewachsen wäre? Er stutzt, kommt aus dem Tritt. Na ja, füge ich an, meine Kolumne sei mit *Peking privat* überschrieben, doch bisher wäre noch gar nicht viel Privates darin zur Sprache gekommen. Herr Sun sucht immer noch nach einem Ausweg. Nein, meldet er schließlich, also etwas Derartiges, etwas wirklich Persönliches, so etwas hätte er nicht zu berichten.



Darin scheint er nun doch wieder ganz Chinese. Sein Innerstes bloßzulegen, entspricht so gar nicht den hiesigen Gepflogenheiten; diese ganze therapeutische Selbstreflektion ist ein rein abendländisches Hobby. Auch die Figuren in meinem Lehrbuch geben wenig von sich preis, und das, obwohl etliche davon sogar Ausländer sind. Doch wahrscheinlich assimilieren sie sich bereits. Und natürlich ist es erst einmal wichtiger, den Weg zum Bahnhof erfragen oder das Wechselgeld mitzählen zu können, als die Labyrinth der Seele zu erkunden.

Weltstadt mit Hirn?

Dann erzähle ich Herrn Sun eben etwas Persönliches, vielleicht tut es ihm und unserem Gespräch gut. Ich bin in München aufgewachsen, in Sicht- und manchmal sogar Hörweite des Olympiastadions. Zusammen mit der folgenden Fußballweltmeisterschaft waren die Olympischen Spiele das große Spektakel meiner Kindheit, und was davon blieb, hat meine Jugend bereichert.

Der weitläufige Olympiapark war mein Abenteuerspielplatz. Für das Schwimmstadion hatte ich eine Dauerkarte, in ich gelegentlich Wett- in der späteren sogar selber einmal Allzweck-Oval der das schlechteste Page etwa, der in Peking musikalische Brücke



anderen Arenen habe bewerbe besucht, bin Hochschulsportanlage mitgerannt. Das

Olympiahalle war nicht Kulturzentrum. Jimmy zum Abschluß die nach London schlug,

habe ich dort mit Led Zeppelin spielen gehört. Da waren wir freilich beide dreißig Jahre jünger.

Die Olympischen Spiele haben München unwiderruflich modernisiert und internationalisiert. Aus dieser Zeit stammt auch der Slogan von der "Weltstadt mit Herz" - was abermals zeigt, daß Gefühle im Westen mehr zählen als der Verstand, sonst hätte es ja geheißen "Weltstadt mit Hirn".

Etwas in der Art, Herr Sun, das mögen wir Journalisten. Wir können uns ja in dreißig Jahren nochmal unterhalten. Wenn sich alles wieder etwas beruhigt hat.

Über den Autor



Aus China berichtet: Stefan Schomann. Geboren 1962, freier Autor und Reporter, lebt in Berlin und Peking. Zuletzt erschien sein Buch *Letzte Zuflucht Schanghai* im Heyne Verlag: eine wahre Geschichte aus den vierziger Jahren, über die Liebe zwischen einem jungen Wiener Emigranten und einer Chinesin aus gutem Hause.

Mehr über ihn unter www.stefanschomann.de



VII.

Bauchtanz, Bienenlarven und gebratenes Moos

Kultur geht durch den Magen

China entdeckt seine Minderheiten. Kunst und Folklore aus der Provinz sind auch in der Hauptstadt zusehends präsent. Eine kleine Rundreise durch die Nationalitäten-Küchen von Peking.

Bei der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele repräsentierten 56 fesch kostümierte Kinder Chinas gesammelte Minderheiten. Wann immer von den Nationalitäten die Rede ist, wird diese Zahl gebetsmühlenartig wiederholt. 56! Nicht mehr und nicht weniger. Sie alle leben unter Chinas großem, schweren Dach, von der mandschurischen Taiga bis zu den Tropenwäldern Yunnans. In den letzten Jahren begegnete man dieser Zahl immer häufiger. China vermarktet zunehmend erfolgreich seine Minoritäten: ihre Kunst und Folklore, ihre Landschaften und ihre Küchen.

Ein illustres Beispiel für diesen Trend bietet der Nationalitätenpark im Norden der Stadt, direkt vis-à-vis des Olympiageländes. Eine ebenso attraktive wie befremdliche großchinesische Völkerschau. Nur daß es dort nicht genug zu essen gibt. Gut, daß die ganze Stadt sich mehr und mehr zum Nationalitätenpark entwickelt. Auch wer lediglich Peking selbst besucht, kann hier einen Rundgang durch China unternehmen - mit dem Finger auf der Speisekarte.

Pikantes aus dem Wilden Westen

Was darf's denn sein? Geräucherte Pferdegedärme vielleicht? Oder ein kapitaler Schafskopf? Die uigurische Küche, aus Chinas Wildem Westen also, genießt seit je einen abenteuerlichen Ruf. Hammelpenis mit Schneelotus etwa stellt, seiner aphrodisiakischen Wirkung wegen, für die chinesische Kundschaft des *Afanti* eine gehörige Verlockung dar. In Urumtschi dagegen wird man dergleichen nur selten aufgetischt bekommen. *Afanti* - ist das nicht das Lokal, wo sie zum Kehraus auf den Tischen tanzen? Genau: eine stadtbekannte Attraktion, Erlebnis- gastronomie auf Uigurisch. Kaum sind die Teller abgeräumt, verwandelt sich die Halle in eine wummernde Techno-Disco, und die bis dahin so züchtigen Serviererinnen springen juchzend auf die Bänke.



Auch andere uigurische Lokale wie das *Xi Yu Shi Fu* ("ein Restaurant aus westlichen Gefilden") oder das *Si Lu Yi Zhan* ("eine Karawanserei an der Seidenstraße") können in der multikulturellen Hauptstadt auf ein treues Publikum zählen: moslemische Chinesen, arabische Geschäftsleute, westliche Touristen. Die Gesichter der Angestellten spiegeln die

ganze Bandbreite Eurasiens wieder, von klassisch-antikischen Profilen bis zu ultraschmalen Schlitzaugen. Auch die Speisekarten decken die komplette Seidenstraße ab. Lammfleisch dominiert, doch auch Pferd und Rind gibt es reichlich. Fischgerichte oder Gemüsebeilagen dagegen stellen eher Zugeständnisse an die chinesische Kundschaft dar.



Augen und Ohren essen mit: Mal treten zünftige Trommler in Lederwesten und Stulpenstiefeln auf, mal wirbeln Bauchtänzerinnen in Glitzerkostümen durch die Reihen. Eine dieser orientalischen Augenweiden ist Pina. Stattlicher Busen, Hüften wie aus Gelantine, Kuller- statt Mandelaugen, das brünette Haar wild hochtoupirt. Erst nimmt sie die Bühne in Besitz, schlängelt sich dann zwischen den Tischen hindurch und angelt sich schließlich zwei verlegen grimassierende Opfer, die ihr auf der Tanzfläche Gesellschaft leisten müssen.

Nach Dienstsclu  erzählt sie uns ihre Geschichte. Sie kommt aus einem Dorf im Süden Xinjiangs. Als ihre Eltern mitbekamen, daß sie in die Welt hinaus wollte, stellten sie sie unter Hausarrest. Eines Nachts verschwand sie trotzdem und landete schließlich als Baucht nzerin in Peking. Mit ihren Verehrern geht Pina hart ins Gericht. Der ewigen Offerten müde, hat sie sich schließlich einen chinesischen Geschäftsmann geangelt. Was jedoch so manchen arabischen Kavalier nicht davon abhält, bis lange nach Feierabend vor dem Lokal auszuharren, um ihr seine Begleitung anzutragen.

Ein Gruß aus dem Süden: Schweinefleisch in Palmblättern

Stark vertreten ist auch die Volksgruppe der Dai, die vor allem in der an Laos und Burma angrenzenden Provinz Yunnan leben. Es gibt Dai-Lokale im großen Stil, wo Touristen busweise Exotik tanken. Wer wäre nicht neugierig auf Karpfenlippen mit Tofu, Huhn auf Gingko oder gebratenes Moos? Ganz zu schweigen von den knusprigen Bienenlarven für märchenhafte fünfhundert Yuan (fast fünfzig Euro), dem Dai-Pendant zum Hammelpenis?

Dabei waren die Anfänge der Dai-Küche in der Hauptstadt eher unscheinbar, wovon das 1994 eröffnete *Chao Shan Dai Jia Lou* zeugt. An einer nordwestlichen Ausfahrtstra e gelegen, läßt es die tropische Heimat mit Bambusdach und Rattanst hlen allenfalls erahnen. Die Küche bietet statt schwerer Kost vorwiegend leichte, aromatische Speisen. Nie gesehene Wildfrüchte und Gemüse, die per Luftbrücke von Kunming eingeflogen werden, dazu Reis in allen Variationen. Als Teller dienen große Blätter.

Die höchste Dichte an Ethno-Lokalen weist eine Seitenstraße am Nationalitäten-Institut auf, an dem Angehörige der verschiedensten Volksgruppen studieren. Neben koreanischen und



mongolischen Lokalen findet sich hier das *De Hong* von Liu Bao. Die Eulenbrille und die mürrische Attitüde weisen sie unschwer als die Chefin aus. Als sie vor zwanzig Jahren von Yunnan nach Peking kam und damit aus einer Reis- in eine Weizenkultur, fand sie die hiesige Küche ungenießbar. Und so haben sich ihre Rezepte unverfälscht erhalten. Im *De Hong* wird vieles in einer Art Gehäuse gekocht: Reis in der Ananas,

Huhn im Bambusrohr, Schweinefleisch in Palmblättern. Der Koch wurde sogar schon von der deutschen Botschaft eingeladen.

Auf nach Tibet!

Vor dreihundert Jahren sah der 6. Dalai Lama, Tshanyang Gyatso, eine Schönheit in ein Gasthaus treten. Eine bessere Patronin ließe sich kaum finden: *Makye Ame* also. Neben dem Stammhaus in Lhasa gibt es seit 2001 eine Dependance in Peking. Diese Erfolgsgeschichte verdankt sich einer Romanze zwischen der Chinesin Rebecca Mou Xianghui und dem Tibeter Tsering Wang Qing. Ein Traumpaar der hauptstädtischen Schickeria: sie trotz ihrer Jugend schon ganz professionelle Gastgeberin, er ein kräftiger, langmähniger Himalaja-Yuppie.

Fast die gesamte Einrichtung wurde aus Lhasa herbeigeschafft: die Teppiche aus Yak-Wolle, die bronzenen Räucherbecken, die verzierten Truhen und selbst die alte Steinschloßflinte. Seit der Eröffnung, berichtet Rebecca, sei bereits ein Gutteil der etwa zweitausend Tibeter in Peking hier gewesen. Daneben zählen Schauspieler und Fernsehprominenz zu ihren Gästen, Funktionäre, Studenten, Botschaftspersonal und Lonely-Planet-Leser. Die beiden verstehen ihr Etablissement als ein "Fenster für Tibet". Das Regal mit einschlägigen Büchern und Zeitschriften findet regen Zuspruch, besonders bei jungen Chinesen.



Neben den hohen Preisen stellen die vielen Milchprodukte für Chinesen eine Hemmschwelle dar. Buttermilch wird als Brechmittel angesehen und Tsampa mit rohem Hackfleisch als Barbarei. Doch auch bei der internationalen Klientel gilt die tibetische Küche nicht eben als delikat. Weshalb das *Makye Ame* auch nepalesische und nordindische Gerichte offeriert. Zu den Spezialitäten zählen Amdo-Suppe, geröstete Wildpilze, Yak-Käse und Yak-Mark. Beim Anblick des nordindischen Palak Paneer durchzuckt es die deutschen Gäste: schwimmt doch auf dieser Spinatsuppe aus der mythischen Heimat der Arier ein sahneweißes Hakenkreuz.

Auch hier betätigt sich das Personal zugleich als Folkloretruppe. Jeden Abend spulen Pekings Ethno-Lokale so ein kleines Kulturfestival ab. Gastronomisch bilden die Minderheiten die Würze Chinas; ohne sie wäre die vorherrschende Kost auf Dauer eintönig. So auch im Falle der exotischsten Minderheit, deren Shangri-La im Hotel Kempinski zu finden ist: ein *Paulaner Bräuhaus* mit Biergarten, das Leberkäs, Weißwürste und Schwarzwälder Kirsch kredenzt.

青木瓜炖鸡		小 38 元
大 58 元		
Stewed chicken with green papaya		
大理砂锅鱼 (罗非)		58 元
Dali style pot fish		
酸笋鱼		68 元
Fish with sour bamboo foot		
滋补气锅鸡	👍	(中) 48 元 (大) 68 元
Medicinal chicken in a casserole		
滋补气锅牛鞭		(中) 58 元 (大) 78 元
Medicinal beef penis in a casserole		
气锅肉饼		(中) 46 元 (大) 68 元
Beef cake in a casserole		
酸笋干巴		48 元
Fried style beef		
沾水鸡		38 元



VIII.

Aus neu mach alt

Disney ante portas

Denkmalschutz als Mittel zum Zweck: Die neue Einkaufsmeile der Qianmen Dajie zeigt Chinas unbekümmerten Umgang mit dem historischen Erbe.

Und stürzte der Bote endlich aus dem äußersten Tor, liegt erst die Residenzstadt vor ihm, die Mitte der Welt. Niemand dringt hier durch, und gar mit der Botschaft eines Toten.

Du aber sitzt an deinem Fenster und erträumst sie dir, wenn der Abend kommt.

Franz Kafka, Eine kaiserliche Botschaft

Unter all den imposanten Stadttoren von Peking ist das Qianmen, das "Vordere Tor", das Imposanteste. Ein Tor wie eine ganze Burg, ein gebieterisches HALT! vor dem Tian'an-



menplatz und dem kaiserlichen Palast. Über vierzig Meter hoch, mit Schießscharten für Bogenschützen, wuchtig wie ein Tresor, dabei elegant dank der austarierten Proportionen und der nobel geschwungenen Dächer.

Die von Süden darauf zulaufende Qianmen Dajie war seit je eine der wichtigsten Einkaufsstraßen der Stadt. Im Jahr 1900 wurde sie von

Truppen der westlichen Mächte verwüstet. Nach und nach wieder hergestellt, verkam sie unter Mao zum schäbigen Basar, später hineingepfropfte Neubauten machten sie nicht besser. Zur Olympiade wurde sie nun ein zweites Mal aufgebaut, um als Nostalgiemeile eine der großen Attraktionen der Stadt zu werden.

Warum auf einmal rückwärts bauen?

Die Qianmen Dajie ist bereits begehbar, doch noch stehen die meisten Läden darin leer. Denn sie ist drei Monate zu spät fertig geworden. Alle anderen Olympiaprojekte lagen im Plan, wurden meist sogar vor der Zeit vollendet. Mit der Qianmen Dajie jedoch gab es Probleme. Denn hier sollte nichts Neues entstehen, sondern Altes. Die Stadtplaner taten sich schwer mit der ungewohnten Aufgabe; ein Neubaugebiet wäre längst bezugsfertig. Hier aber wurden



Dutzende von Entwürfen erstellt und wieder verworfen. Sollte man die nebulösen Anfänge aus der Ming-Dynastie beschwören? Oder den Zustand vor der Verheerung, sagen wir anno 1888? Schließlich entschied man sich für die Zwanziger Jahre, weil davon genügend historische Fotos existierten, um eine Rekonstruktion möglich scheinen zu lassen. Das Ergebnis ist ein buntes Allerlei aus Kramläden, Theatern, Teehäusern und kleinen Herbergen, durchsetzt mit kolonialen Einsprengseln wie dem französischen Postamt, dem Uhrturm und - Gipfel der Nostalgie - einer Straßenbahn.



Egon Erwin Kisch plädierte Ende der dreißiger Jahre dafür, diese pulsierende Straße „mit einem phosphoreszierenden Strich auf dem Globus zu verzeichnen“. Damals war sie ein Mythos. Schon viele der historischen Gebäude aber stellten Nachahmungen älterer oder ausländischer Vorbilder dar. Wir haben es also mit Zitaten von Zitaten zu tun. Kein Wunder, daß die ganze Szenerie wie eine Kulissenstadt aus einem Filmpark anmutet. Wo steht die Kamera? Ein Hauch von Disney in Fernost, aber doch sympathischer als Amerikas hirnlose Konsumwelten, schon weil als erster Laden eine Buchhandlung eröffnete. Die breite Fußgängerzone wird noch durch Blumenkübel, Sitzbänke und Laternen in Form von Vogelkäfigen aufgemöbelt. In dem schmucken Spalier finden sich etliche Bauten, die hier gar nicht standen. Umgekehrt wurden viele noch bestehende Häuschen abgerissen, weil sie nicht repräsentativ genug schienen. Gleichwohl ist die Qianmen Dajie Ausdruck einer Rückbesinnung, die Peking mittlerweile dringend braucht. Sie bildet zumindest ein symbolisches Gegengewicht zur manischen Modernisierung des letzten Jahrzehnts.

Raubkopien der Vergangenheit

Nostalgie ist dem chinesischen Denken weitgehend fremd; Entwickeln geht vor Bewahren. Dementsprechend wird Denkmalschutz hier nicht um seiner selbst willen betrieben, sondern als Mittel zum Zweck. Wenn er nützt, wenn er etwas einbringt, indem er zum Beispiel Touristen anzieht, dann ja. Aber auch dann nur halbherzig. Es genügt die Rekonstruktion in groben Zügen, als Raubkopie vergangener Zeiten. Ein derart





minuziös geplantes, vieltausendteiliges Puzzle wie die Dresdner Frauenkirche wäre in China undenkbar, schon, weil es viel zu lange dauern würde und ungeduldige Häuptlinge ständig mit ihren launigen Weisungen dazwischenfunken würden.

Wo finden wir dann noch das alte, eigentliche China? Wo das kostbare Original? Ein zutiefst europäischer Reflex, mit seinem Wunsch nach Aura und Authentizität. Ich empfehle als Kontrastprogramm die südwestlich sich anschließende Provinz Shanxi. Sie ist Teil des großen Lößplateaus, das gern als Wiege Chinas apostrophiert wird. Nahezu sämtliche Sehenswürdigkeiten hier sind älter als alles, was Besucher in Peking zu Gesicht bekommen.

Die zauberhafte Klosteranlage von Jin Ci etwa, mit ehrwürdiger Patina und uralten Bäumen, stammt aus der Song-Dynastie, um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung. Die mittelalterliche Kleinstadt Pingyao, ein chinesisches Rothenburg mit wuchtiger Stadtmauer und verschachtelten Handelshäusern, verlegt ihre Ursprünge gar 2800 Jahre zurück. Höchst



apart auch der Qiao Jia Da Yuan, eine klassische Kaufmannsresidenz, in der Zhang Yi-mou einen seiner besten Filme drehte: *Die Rote Laterne*. Ein aufwühlendes Kammerspiel – lang ist's her, jetzt frönt er dem Machtrausch der Massenregie, zuletzt bei der olympischen Eröffnungsfeier, an der die Riefenstahl ihre helle Freude gehabt hätte.

Auf der Suche nach dem Original

Von ähnlichem Charakter, nur um ein Vielfaches größer, ist die trutzige Stadtanlage des Wang Jia Da Yuan, hingebreitet über einen steilen Hang. Teils noch original erhalten, teils gerade rekonstruiert, gibt sie ein weiteres Beispiel für Chinas zwiespältigen Umgang mit seinem Erbe ab. War der Komplex denn wirklich so groß? Lag er so malerisch hingebreitet da? Nicht unbedingt, erklären die Aufseher, aber so macht er mehr her.

Auch Altes muß heutzutage neu sein, um hier etwas zu gelten. Zu den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Chinas schließlich zählen die Buddhagrotten von Yungang, unweit der Industriestadt Datong am Nordrand von Shanxi. Davon erzählt dann die Kolumne in der nächsten Woche.



IX.

Vorwärts in die Vergangenheit

Die Reise nach Datong

Auf der Suche nach dem ursprünglichen China geht es nach Shanxi, in den weiten Westen des Landes. Und in die wilde Stadt Datong, die ein neues, künstliches Herz bekommen soll.



Vom Xi Ke Zhan aus, dem monumentalen Westbahnhof Pekings - treuen Lesern der Kolumne bereits aus Folge I bekannt - geht es nach Datong. Fünf Stunden Fahrt, für China fast noch Nahverkehr. Durch ein labyrinthisches Mittelgebirge mit zahlreichen Brücken und Tunnels, mit grünen Schluchten, lehmigen Flüssen und kahlen Klippen. Eine ganz andere Szenerie als die fade Tiefebene, die man bei Reisen gen Osten oder Süden zu durchfahren hat.

Shanxi ist arm, Shanxi ist reich

Seit Jahren kursieren unter westlichen Journalisten Gerüchte über Höhlenbewohner auf dem großen Lößplateau. Wenn das keine Story ist! Sie stellen sich haarige, stammelnde Peking-Menschen vor, die Hirschkeulen überm Lagerfeuer rösten. Doch dort leben gewöhnliche Kleinbauern, arm zwar, aber weder elend noch unglücklich. Die Höhlen liegen auch nicht weiß Gott wo verborgen - südlich von Taiyuan etwa säumen sie die hochmoderne Autobahn. Einige dürften uralt sein, aber die meisten wurden erst vor rund fünfzig Jahren aus dem Lehm geschält. Innen bleibt es im Sommer angenehm kühl, und im Winter hält der Küchenherd sie warm. Wenn wir noch ein bißchen warten, werden uns Architekten und Baubiologen Höhlenräume à la Shanxi unfehlbar als das Nonplusultra ökologischer Lebensart anpreisen.

Wie die Armut, so liegt auch der Reichtum der Provinz nicht offen zu Tage, sondern steckt in der Erde: Kohle! Während der Olympiade wurde die Förderung gedrosselt, die Transporte verringert und die Kraftwerke heruntergefahren, um die Luft weniger zu belasten. Jetzt aber läuft die Maschinerie wieder auf Hochtouren. Immer wieder begegnen uns Güterzüge und Lastwagen, beladen mit dem schwarzen Bodenschatz.

Datong ist eine Industriestadt mittlerer Größe, mit 700.000 Einwohnern im Stadtgebiet und drei Millionen im Großraum. Es hat das Flair einer Frontstadt. Peking ist weit, weiter als die fünf Stunden Fahrt es vermuten lassen, während der wilde Westen Chinas spürbar näher scheint. In den Restaurants schmeißen die Leute die abgenagten Knochen auf den Boden und schlürfen löffelweise Essig als Lebenselixier. In den wuchtigen Hotels, wo all die Delegationen und Geschäftsleute absteigen, huschen nachts hübsche Mädchen über die Flure.



Datongs neue Altstadt

Es dürfte leichtere Jobs geben als den des Fremdenverkehrsdirektors einer solchen Stadt. Sheng De-an behilft sich, indem er sich den Kadern aus der Energiewirtschaft angleicht: forsches Auftreten, volltönende Stimme, die gewaltigen Brillengläser wie Schilde vor den Augen. Datong hat Großes vor, doziert er. Es soll eine neue Altstadt bekommen. In China kein Paradox, sondern Gegenwart. Datong besitzt längst keine Altstadt mehr, dafür hat der große Sprung nach vorn gesorgt. Nun zeigt sich, daß der alte Krempel etwas wert gewesen wäre. Also versucht man einen kleinen Sprung zurück. So soll die Stadtmauer aufgemöbelt werden, ein krümelnder, mit Unkraut bewachsener Lehmwall. Doch jetzt wird Datong sich eine Mauer aus Ziegeln leisten, die macht mehr her. Auch der Trommel- und der Glockenturm sollen wiedererstehen. Wobei der Glockenturm noch steht, wenn auch schwer vernachlässigt. Der Trommelturm dagegen steht nicht mehr, und prompt widmet Sheng ihm mehr Aufmerksamkeit. Denn es geht um einen Neubau, der genießt höheres Prestige.

Ein paar weitere Relikte sind noch vorhanden. Die Mauer der neun Drachen etwa, ein fünfzig Meter langes, mit glasierten Ziegeln verkleidetes Prunkstück, das sogar im Kaiserpalast in Peking nachgebaut wurde. Oder das Huanyansi-Kloster, eine stille Oase im Getöse der Stadt. Es stammt aus der Liao-Zeit, die 916 begann. Aus Peking kommend, stutzt man bei dreistelligen Jahreszahlen. Da fehlt doch was? Nein, da fehlt nichts, für Shanxi ist das kein Alter. Von der Baustelle nebenan dringen ungewöhnliche Geräusche herüber: Dort wird gesägt, dort wird mit Holz gebaut statt mit Stahlbeton. Die große Klosterhalle soll im alten Stil errichtet werden. Es ist die langsamste Baustelle Datongs.



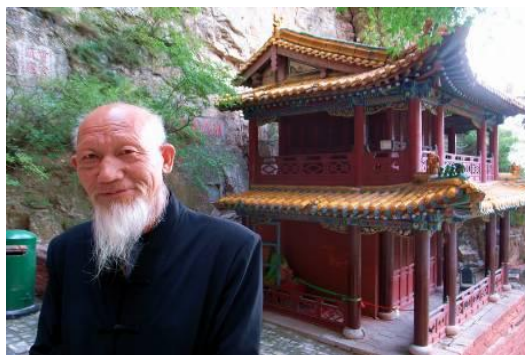
Der Fortschritt als Staatsreligion

Zu den Höhepunkten der weiteren Umgebung zählt das "hängende Kloster" von Hunyuan. Wie Schwalbennester schmiegen sich die Pavillions an die Felswand, getragen nur von dünnen Stützen, kaum stabiler als Eßstäbchen. Die perfekte Kulisse für einen Fantasy-Film - aber aus dem 6. Jahrhundert. Dahinter ragt der Gebirgszug des Heng Shan auf, einen der fünf heiligen Berge des Daoismus, besetzt mit weiteren Klöstern und Tempeln.

So reizvoll diesen Attraktionen auch sind, damit allein könnte Herr Sheng wohl nur schwer internationale Touristen herbeilocken. Doch er hat noch einen Trumpf. Ausgerechnet Datong besitzt ein Kulturerbe von Weltrang: die Yungang- Grotten. Etwa eine halbe Fahrstunde westlich der Stadt begegnen wir dort den größten Höhlenbewohnern Shanxis: achtzehn Meter hohen Buddhas. Stoisch thronen die Sitzriesen in ihren Lehmgewölben und blicken mit wehen Augen in die Zeit. Sie entstanden um 500 unserer Zeitrechnung; fast noch Antike also. In einer Front reihen sich 250 Grotten und Felsnischen aneinander, besetzt mit Abertausenden von Statuen und Statuetten.



4000 Kilometer entfernt, im afghanischen Bamiyan, ragten bis zu ihrer Zerstörung durch die Taliban ähnliche Kolosse aus der selben Zeit auf. Auch weit im Westen Chinas finden sich derartige Höhlentempel. Aber so weit im Nordosten, so nahe an Peking! Kaum vorstellbar, daß dieser riesige, schwer zu durchdringende Kontinent einmal eine derartige kulturelle Einheit besaß, und daß der Buddhismus in China einst Staatsreligion war. Heute ist es der Fortschritt, und dem hat selbst Buddha wenig entgegenzusetzen.



X.

Die chinesische Seele

Ein Rätsel wird gelüftet

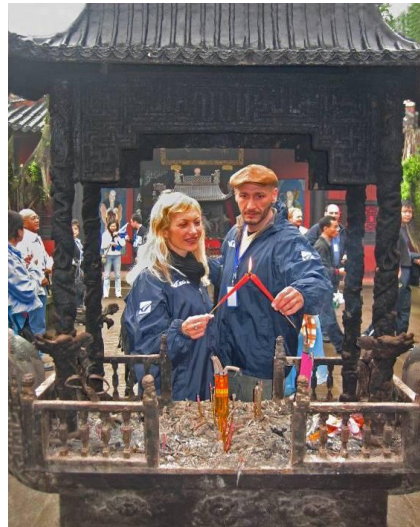
Abschied nach zehn Wochen in Peking. Unser Autor speist mit der smarten Bi Jinyi und ergründet das Geheimnis chinesischer Beziehungen.



Ich habe einen Freund hier, der von sich sagt, er sei Pessimist. Für einen Chinesen eine bemerkenswerte Feststellung. Alle übrigen, die ich in Peking getroffen habe, haben sich nie als etwas bezeichnet, schon gar nicht als etwas so Schwieriges wie einen Pessimisten. Wenn überhaupt, würden sie sich vereinzelt als Realisten, ganz vereinzelt vielleicht sogar als Optimisten sehen. Schließlich brummt die Wirtschaft und strotzt das Land; Chinesen gehen im Weltraum spazieren und haben im Medaillenspiegel den ersten Platz belegt, sowohl bei der Behindertenolympiade wie bei der der weniger Behinderten, und dann auch noch bei der Deutsch-Olympiade des Goethe-Instituts.

Doch eigentlich tut man das hier nicht: sich als etwas zu bezeichnen. Man macht überhaupt kein Aufhebens von sich, und schon gar nicht vereinzelt. Denn was hat der Fisch davon, wenn er aus dem Schwarm ausschert? Nichts als Schwierigkeiten. Der Vogel, der als erstes den Kopf aus der Höhle herausstreckt, so lehrt eine Redensart, wird als erster geschossen. Nein, lieber bleibt man im Schutz der Allgemeinheit. Man strebt nicht nach draußen, sondern ins Zentrum, ins Reich der Mitte. Bis heute staune ich über das Bekenntnis dieses Freundes: Sagt er doch glatt, er sei Pessimist! Fehlt nur noch, daß er es auf seine Visitenkarte prägen läßt. Platz dafür wäre genug; selbst für einen Chinesen besitzt er einen sehr kurzen Namen, alles in allem nur vier Buchstaben.

Ich habe eine Freundin hier, die von sich sagt, sie täte nichts. Für eine Ausländerin in Peking eine bemerkenswerte Feststellung. Alle übrigen, die ich dort getroffen habe, tun immerfort alles Mögliche. Beraten ein Ministerium, leiten ein Institut, handeln mit Antiquitäten, schreiben ein Buch, bereiten Schüler auf die Deutsch-Olympiade vor oder studieren Chinesisch, um dann später ein Ministerium beraten oder mit Antiquitäten handeln zu können. Sie aber winkt ab – nein, ich tue nichts. Auf ihrer Visitenkarte wäre allerdings auch kaum Platz für eine Berufsbezeichnung, beansprucht doch allein ihr Name zwei volle Zeilen. 38 Buchstaben, eine französische Aristokratin mit mehreren Von und Zus. Schon dieses Namens wegen liebe ich sie, und mehr noch für ihre unorthodoxen Ansichten. Es ist ja nicht so, daß es bei uns keinen Gruppenzwang gäbe. Neulich hat sie die Chinesen als Marsmenschen auf Erden bezeichnet. Sie darf das sagen, sie liebt China und lebt seit vielen Jahren hier. Aber sie fragt eben nicht danach, was man sagen darf und was nicht. Das mit den Marsmenschen hat sie schon vor dem Weltraumspaziergang gesagt und eher als Kompliment gemeint: daß sie eben ein ganz eigenes Volk seien, diese Chinesen, ungewohnt zahlreich zwar, doch angenehm unprätentiös und von aparter, rätselhafter Andersartigkeit.



Pekinger Allerlei mit einer Psychologin

Um die Rätsel der chinesische Seele ein wenig zu lüften, habe ich mich mit Bi Jinyi verabredet, einer bekannten Fernsehpsychologin. Was wahrscheinlich eine Tautologie darstellt, denn unbekannte Fernsehpsychologinnen dürfte es kaum geben. Sie lädt mich zum Mittagessen in ihrer Nachbarschaft ein, "nichts Besonderes, nur ein paar Häppchen". Tofu, Teigtaschen, Pilze, ein bißchen Schwein, ein bißchen Huhn. Und scharfen Fisch, versteht sich. Dazu verschiedene Gemüse, Pekinger Allerlei. Jinyi erweist sich als eine resolute, lebensstüchtige, wohlgenährte Frau um die vierzig. Wie sich herausstellt, handelt sie nebenbei mit Antiquitäten und schreibt gerade an ihrem dritten Buch. Außerdem berät sie Liebes- und Ehepaare, sofern sich diese eben soweit zu vereinzeln getrauen, daß sie ihre Nöte vor laufender Kamera auf den Tisch legen. Wobei sie laut Jinyi so individualistisch gar nicht sind.

Denn bei 85 Prozent aller Partnerschaften gehe es um das Gleiche. Um Liebe? Falsch. Um Sex? Auch falsch. Um Macht vielleicht, oder um Eifersucht, oder um die gräßliche, nicht auszuhaltende Einsamkeit, die andernfalls droht? Alles falsch, bescheidet sie in ihrer forschenden

Art und angelt nach den Lotoswurzeln. Bei 85 Prozent aller Partnerschaften gehe es ums Geld.

Nicht immer offen- und auch nicht immer an, aber dennoch Jinyi greift sich einen um und streicht mit der darüber hin. "So fühlt Beziehung an. Rund Du bleibst nirgendwo dich nicht." Ein schönes "Eine schöne Illusion", rangiert den Löffel aus. "Neun von zehn Ehen sind wie Gabeln oder Messer."



sichtlich vielleicht, gleich von Anfang unausweichlich. Löffel, dreht ihn hohlen Hand sich eine gute und geschmeidig. hängen, du verletzt Bild, lächle ich. erwidert sie und

Beziehung als Joint Venture

Bislang lebte ich in der Vorstellung, daß eine Partnerschaft, eine Ehe gar, ein lustvolles Bündnis zweier Individuen darstelle. Doch Jinyi öffnet mir die Augen: Eine Ehe ist ein Joint Venture zwischen zwei Familien, punktum. Ein Geschäft zum beiderseitigen Vorteil, das jedoch leicht zum beiderseitigen Nachteil gereichen kann. Ihr Menschenbild ist durch ihre fünfzehn Jahre als Scheidungsanwältin geprägt. Wie das mit dem Antiquitätenhandel, den Psycho-Ratgebern und der Fernsehshow zusammengehe? Ach, meint sie, multiple Karrieren seien heute nichts schon gar nicht für



Besonderes mehr, Frauen.

Womit wir beim wären. Es ist nicht ihr das der chinesischen sind heute viel früher. Das behagt Wozu werden sie dann Jinyi schießt nach dem

nächsten Problem Problem, sondern Männer: Die Frauen unabhängiger als den Männern nicht. noch gebraucht? Löffel, zuckt jedoch

mit den Schultern. Fest steht: Die Männer stecken in der Krise. Wie reagieren sie darauf? Sie verhalten sich erst recht so wie früher. Denn was tun sie seit den neunziger Jahren, kaum daß sie etwas Geld geschneffelt haben? Sie kaufen sich ein Auto? Falsch. Sie gehen auf Reisen? Auch falsch. Nein, sie legen sich als erstes eine Geliebte zu. Wie zur Feudalzeit und auch noch in den Jahren der Republik. Nicht etwa zum Spaß, obwohl man das nicht ausschließen sollte. Sondern aus Pflichtgefühl. "Mehr Geld, mehr Sex", meint Jinyi und schiebt mir die geschnetzten Schweinelenden zu. Ab einem gewissen Status werde das einfach erwartet.

Während ich über meinen Status und die damit einhergehenden Verpflichtungen nachsinne, überlegt Jinyi, ob wir nicht doch noch Nudeln bestellen sollten? Au ja, ermuntere ich sie, obwohl ich längst satt und zufrieden bin. Doch wie das alte Sprichwort sagt: Keine Liebe ist aufrichtiger als die zu gutem Essen.

Mit dieser Kolumne endet unsere Serie "Peking privat"



*Dank an Till Bartels, Jing Bartz, Chen Lingshan, Adrian Geiges, Han Zhiyuan, Tilman Lesche,
Li Qing, Li Yue, George Lindt, Liu Guosheng, Johannes K  chler, Margot Litten, Song Xinyan,
Richard Trappl, Yin Fang und, von ganzem Herzen, an Wu Hui*